

von nicht besonders angelsächsischem Aussehen. Eine endlose Wildnis aus roten Ziegelhäusern.

Dann eine halbe Stunde Fußmarsch von der U-Bahn-Station Dodman's End durch immer melancholischer wirkende Straßen mit kleinen, vernachlässigten Häusern. Und schließlich die Enttäuschung.

»Nein. Bedauere. Mrs. Suter wohnt nicht mehr hier.«

Eine dicke Frau mit einer Frisur, die wie ein Mop aussah; ihrem Leibesumfang entsprechend, hätte sie gutmütig und fröhlich sein sollen, hatte aber Augen, die wie gefrorene Erbsen aussahen.

»Sie war schon fort, als wir einzogen. Weiß nicht, wie lange. Nein, sie hat keine Nachsendeadresse hinterlassen; wenigstens nicht bei uns. Sie könnten auf der Post nachfragen. Aber wir wohnen schon fast zwei Jahre hier.«

Jetzt fiel mir auf, daß Haus und Garten viel ungepflegter aussahen als bei meinen früheren, unregelmäßigen Besuchen. Mager, desillusioniert und freudlos, fand Dans Mutter ihre einzige Befriedigung darin, das Haus peinlich sauberzuhalten, und ihr Garten prunkte mit gräßlich unnatürlichen Blumen, plexiglasfarbenen Dahlien, Gladiolen und Begonien. Ihre Gartenwicken wucherten wie billige Zuckerwatte, und ihre Rosen hatten die Farben von Vorhangmaterial aus Plastik. Doch jetzt war der Garten zertrampelt und überwuchert, mit kahlen Stellen dazwischen.

Ich erkundigte mich auf der Post, doch es war nur eine winzige Nebenstelle, wo man auch Süßigkeiten, Dosensuppen und Zeitungen kaufen konnte. An Mrs. Suter konnte man sich kaum noch erinnern und war auch sonst wenig hilfreich. Ich fragte beim Arzt nach und beim Bestattungsamt, fand jedoch keinen Hinweis darauf, daß Dans Mutter erkrankt oder gestorben war. Warum auch? Sie war erst fünfzig, als er ertrank. Er war ihr einziges Kind gewesen, und sie hatte ihn sehr jung, mit neunzehn Jahren, bekommen; sie hatten heiraten müssen. Ihr Mann, ein Alkoholiker, hatte es ihr überlassen, den größten Teil des Lebensunterhalts für die Familie zu verdienen. Als Dan dreizehn war, starb der Vater. Kein Wunder, daß sie so verbittert, so eifersüchtig und besitzergreifend war. Aber ihre Liebe zu Dan hatte bei ihm das Gegenteil bewirkt. Er konnte sie nicht ausstehen, und ich verstand ihn sehr gut.

Ingrids Zeilen *Was für große falsche Zähne du hast, Großmütterchen. Willst du Rapunzel lehren, sich das Haar abzubrennen?* war auf Mrs. Suter gemünzt gewesen.

Kein Nachbar wußte etwas über sie, doch das überraschte mich nicht; sie verachtete die Vorstadt, in der Dan sie untergebracht hatte; sie wollte keine Freunde.

Mrs. Suter war weggezogen, aus Doman's End verschwunden, wozu sie natürlich das Recht hatte. Ich fragte mich, ob sie vielleicht nach Affton Wells zurückgegangen war, und sah im Telefonbuch nach; es gab mehr als dreißig Suters. Der Name kommt dort häufig vor, aber es gab weder eine Edith Agnes noch eine E.A. Und niemand wußte etwas von ihr, als ich ein paar Nummern anrief, um mich nach ihr zu erkundigen.

Ich konnte es ihr kaum übelnehmen, daß sie mich von ihrem Umzug nicht verständigt hatte; ich hatte mir keine große Mühe gegeben, mit ihr in Verbindung zu bleiben.

Nachdem ich gründlich nachgedacht hatte, beschloß ich zu inserieren.

Ich setzte kurze Annoncen in *The Lady, The Times, Exchange & Mart* und in ein paar Wochenblätter, die wegen ihrer persönlichen Kolumnen berühmt waren.

*Ich interessiere mich für jede Information, die man mir – über den derzeitigen Aufenthaltsort des Kindes von Daniel und Ingrid Suter geben kann. Dazu meine Adresse: Mrs. Suter, c/o Barclay Bank, Victoria Station, London SW.*

Ich benutzte diesen Namen, weil ich nicht zur Zielscheibe eines Haufens von Spinnern werden wollte.

Es hatten jedoch ein paar Artikel über mich in der Presse gestanden, als ich anlässlich der Geburtstagsfeierlichkeiten meinen Orden bekam, und in einem Fernsehinterview war erwähnt worden wo ich wohnte. Im Telefonbuch stehe ich unter Churchill, C., denn ich habe vor zwölf Jahren meinen Mädchennamen wieder angenommen. Wenn es jemand darauf anlegte, fiel es ihm vermutlich nicht schwer festzustellen, wo ich war.

Und offensichtlich hatte es jemand darauf angelegt. Nach ein paar Monaten – auf meine Inserate war keine einzige Antwort eingegangen – fingen die anonymen Briefe an.

Einen davon reichte ich jetzt Anthony Roche schweigend über den großen, glänzenden Schreibtisch. Er nahm ihn mit einem angeekelten Blick, als sehe er die Typhusbakterien förmlich, die sich auf der schmierigen Karte tummelten; sie war mit aus Zeitungen ausgeschnittenen Wörtern beklebt.

HA HA, DU KLEINES MISTSTÜCK, MÖCHTEST WOHL GERN WISSEN, WER DAS KIND HAT.

Wortlos betrachtete er die Karte eine Weile und fragte dann: »Was ist mit dem Umschlag? War er handgeschrieben? Gedruckt? Getippt?«

»Nein. Jemand hat sich sehr viel Mühe gemacht.«

Das hatte er in der Tat. Man kann gummierte Vignetten kaufen, auf denen Name und Adresse aufgedruckt sind; aber nicht weniger als tausend Stück. Also mußte irgendwo irgend jemand noch neunhunderteinundneunzig Vignetten mit meinem Namen und meiner Adresse haben: *Miss Clytie Churchill, Watch Cottage, Watch Hill, Afton Wells, East Sussex*. Ich zeigte Anthony eine.

»Wie viele Briefe hast du bist jetzt bekommen?«

»Das ist der neunte. Alle gleichlautend. Die anderen habe ich nicht aufgehoben.«

»Poststempel?«

»Central London. Sie kommen jeweils Ende der Woche, zwischen Donnerstag und Samstag.«

Er betrachtete die Karte in seiner Hand noch immer forschend. Sein Gesichtsausdruck besagte, daß diese schmutzige und widerliche Angelegenheit genau eine von denen war, in die ich mich immer wieder erwartungsgemäß hineinritt. Und er hat recht, dachte ich.

Ich sagte, weil ich unterschwellige Feindseligkeit verabscheue – und wenn er mir mit diesem Problem helfen sollte, mußte ich wenigstens irgendeine Art von Beziehung zwischen uns aufbauen: »Du siehst müde aus, Anthony.« Und das sollte er nicht, denn es war noch sehr früh an einem Montagmorgen. »Wie geht es dir jetzt überhaupt?« fuhr ich fort.

»Gut.« Sein Ton war schroff, abweisend. Geht dich nichts an, vielen Dank, und bitte bleib mir vom Leib. Ich wurde rot, denn ich erinnerte mich, zu spät, an die Bedingungen des gräßlichen Dokuments, *Letzter Wille* und *Testament* genannt, und an die Grausamkeit, mit der man mich über den Inhalt informiert hatte. Aber gewiß hatte er inzwischen dieses gehässige Stück Papier vernichtet und ein neues Testament gemacht. Da ich Anthony jedoch sehr gut kannte, konnte ich darauf nicht vertrauen.

Glaubte er vielleicht, ich wollte ihn aushorchen, wollte eine Erklärung über seinen Gesundheitszustand und seine Lebenserwartung? O verdammt, verdammt!

Um seine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken, sagte ich hastig: »Glaubst du, ich sollte diese Karten der Polizei zeigen?«

»Nein, mit so etwas kann sie kaum etwas anfangen. Man hat dich nicht bedroht, niemand will Geld von dir.«

»Aber angenommen, es läuft darauf hinaus?« Ich erinnerte mich an das Gespräch, das ich mitgehört hatte. »*Ich denke, in dieser Sache könnte eine Menge Geld stecken.*« Und tausend Vignetten wiesen darauf hin, daß sich jemand auf eine lange Belagerung vorbereitet hatte.

»Erst wenn es soweit ist, kann man die Polizei hinzuziehen.«

»Wie soll ich mich in der Zwischenzeit verhalten?«

»Nun ...« Er legte die Karte mit spitzen Fingern auf den Schreibtisch zurück. »Wir müssen annehmen, daß man dich im Moment nur erschrecken und nervös machen will. Irgendwo muß jemand warten und beobachten, wie du reagierst. Es hätte wenig Sinn, dir diese Schmierereien zu schicken, wenn man deren Wirkung nicht sehen könnte.«

Was für ein scheußlicher Gedanke.

»Wie Anrufer, die einen mit Obszönitäten belästigen? Die auf Hysterie hoffen, so daß man ihnen am schnellsten das Wasser abgräbt, indem man sie auslacht?«

»Darüber weiß ich nichts«, antwortete Anthony eisig.

Wieder ein Minuspunkt für die arme Clytie, die durch und durch unmoralisch ist, sich in Schwierigkeiten bringt, das natürliche Opfer von Wucherern, Erpressern und schlüpfrigen Telefonanrufen.

»Du – du denkst also, die – die Person, die mir diese Botschaften schickt, müsse jemand sein, den ich regelmäßig im alltäglichen Leben sehe, weil es sonst nicht viel Sinn hätte? Aber wer in aller Welt kann mir auf so abscheuliche Weise grollen – sich so benehmen?«

»Diese Frage kannst du als einzige beantworten«, sagte Anthony trocken wie die Wüste Gobi.

Ich strengte mich an, zermartete mir das Hirn, aber sein Blick machte mich nervös. Nun, mein Leben war gewiß nicht ereignislos. Mit neunzehn hatte ich eine echte Feindin, eine Frau namens Eleanor Foley, eine Paranoikerin, die mich haßte wie die Pest, ihr Bestes tat, um mich zu ermorden, auch ihren eigenen Bruder umbringen wollte und zufällig für den Tod von zwei oder drei anderen Menschen verantwortlich war, von denen zwei zu meinen besten Freunden gehörten. Wäre Eleanor noch am Leben gewesen, hätte ich ihr gewiß zugetraut, mir derartige Botschaften zu schicken, es hätte sie überglücklich gemacht. Aber sie war schon lange tot, daran gab es keinen Zweifel.

Und obwohl ich in meinen persönlichen Beziehungen weiterhin ziemlich unbedenklich – manche würden sagen leichtsinnig und verantwortungslos – war, konnte seit damals wohl kaum behauptet werden, ich hätte jemandem so schlimm geschadet, jemandem so tief verletzt, um einen solchen Haß, solche Gehässigkeit auszulösen.

Hastig ging ich im Geist den Kreis meiner Freunde und Kollegen durch. Kein möglicher Kandidat in der Cuisine Churchill; meine beruflichen Angelegenheiten werden streng sachlich und geschäftsmäßig gehandhabt; ich verlasse mich auf mein Personal; ich wähle es nach bestimmten Kriterien aus, erwarte Lebhaftigkeit, Flexibilität und ein fröhliches Wesen ebenso wie kulinarisches Talent und lasse mich selten täuschen; daher sind wir eine kongeniale, harmonische Gruppe. Und in meinem Privatleben ...

Ich dachte an meine beiden liebsten Freundinnen Elly und Chris. Elly kenne ich seit unserer Schulzeit, und Chris habe ich mit zwanzig kennengelernt, als wir zusammen einen gräßlichen Kurs in Eilschrift besuchten. Ich erholte mich von drei gewaltsamen Todesfällen, sie sich von drei Jahren an der Londoner School of Economics. Elly, Chris und ich haben uns über Ehen, Todesfälle und schlimme Zeiten hinweggeholfen, wissen alles voneinander, was es zu wissen gibt, treffen uns zufällig oder verabredet mehrmals im Monat und sind trotz allem noch immer eng befreundet. War es vorstellbar, daß eine von ihnen plötzlich ausgerastet – Opfer einer geistigen Verwirrung geworden war?

Nein.

Es ist alles zu lange her.

»Mir fällt keine Menschenseele ein, ehrlich«, sagte ich zu Anthony.

Dann kam mir ein wirklich grotesker Gedanke.

Der einzige Mensch in meinem Bekanntenkreis, der aus seiner Empörung, seiner Wut und seiner Verachtung nie einen Hehl gemacht und sich unmißverständlich und offen über mich geäußert hatte, saß mir jetzt gegenüber.

»Du hast rückwirkend mein ganzes Leben vergiftet. Wenn ich nur an dich denke, wird mir speiübel. Deinetwegen werde ich nie wieder fähig sein, eine Frau gern zu haben, zu respektieren oder ihr zu glauben. Du hast meinen Glauben an die Menschen zerstört – und sogar meinen Glauben an Gott. Oh – ich kann deinen Anblick nicht ertragen. Du hast sogar meine Erinnerungen an Rose beschmutzt. Verdammst du sein! Verdammst!«

Das war der Punkt, an dem ich gewußt hatte, daß ich raus mußte, und zwar schnell. Wird man von einer so hohen Flutwelle von Emotionen überrannt, kann man nicht diskutieren. Aber seither waren fünf Jahre vergangen. Fünf ist eine mystische Zahl. Wir streifen unser physisches Selbst ab, machen in sieben Jahren eine totale körperliche Veränderung durch; Schulden werden getilgt, die Eigentumsrechte der Siedler auf bis dato regierungseigenem Land werden gültig, Freier gewinnen die Hand ihrer Angebeteten. Gewiß sollte nach fünf Jahren eine moralische Schuld getilgt sein; zumindest sollte man die Tilgung in Erwägung ziehen.

Konnte Anthony in seiner Schreibtischschublade neunhunderteinundneunzig Vignetten versteckt haben? Konnte er so verrückt sein, daß er mir böartige anonyme Briefe schrieb? Wenn das der Fall war, dann war es ganz bestimmt ein sensibles und

absolut ins Bild passendes Stückchen Ironie, daß ich mich, trotz unserer gestörten Beziehung, um Hilfe an ihn gewandt hatte.

Doch nein: Anthony war eine solche Bosheit nicht zuzutrauen. Er war schließlich katholisch, ging treu und brav zur Beichte.

Oder vielleicht nicht mehr?

Was wußte ich über den heutigen Anthony wirklich? Er hatte nie wieder geheiratet, das wußte ich. Die Leute sagten, es sei jammerschade.

›Gehst du noch zur Beichte, Anthony?‹

Ich konnte mir vorstellen, daß ich ihm plappernd diese Frage stellen würde, und daran merkte ich, daß es für mich Zeit war zu gehen.

»Du meinst also, daß man nichts tun kann?«

»Nichts – im Moment. Wart ab, was passiert. Sehr wahrscheinlich wird sich die ganze Sache totlaufen. Der Schreiber wird gelangweilt aufgeben, wenn es keine sichtbare Wirkung gibt.«

»Wie, wenn man versuchte, die Vignettendruckerei ausfindig zu machen?«

Er zuckte die Schultern. »Ich könnte es versuchen. Aber sie werden hauptsächlich in Kleinbetrieben hergestellt, und die schießen wie Pilze aus dem Boden und verschwinden wieder.«

»Nun«, sagte ich, »es wird mir nicht schwerfallen, nichts zu tun. Ich fliege noch heute in die USA, für einen Monat vielleicht für länger.« Du siehst also, fügte ich im stillen hinzu, diese Unterredung ist kein Versuch, unsere abgebrochene Bekanntschaft fortzusetzen. Ich mache mich zu neuen Ufern auf. Clytie ist ihr eigener Herr, bitte vergiß das nicht.

»Geht es um einen Job?« erkundigte er sich höflich.

»Ich liefere Speisen und Getränke für eine medizinische Tagung.« Ich hoffte, einen wehmütigen Ausdruck in seinen Augen zu entdecken. Früher war Anthony ganz verrückt nach meinen Eierpastetchen. Ich bereite sie aus leichtem Teig mit Petersilienbutter, mit einem Hauch Parmesan und etwas Kaviar zu. Freitagabend war er immer auf einen Sprung in die Ordnance Mansions gekommen und hatte zehn bis zwölf Pastetchen hintereinander vertilgen können.

Jetzt sagte er nur: »Das ist ja ausgezeichnet. Zehn zu eins, daß der Ärger vorbei ist, wenn du zurückkommst. Was passiert mit deiner Post, während du nicht hier bist?«

»Sie wird mir nachgeschickt. Hättest du etwas dagegen, wenn ich hinterlasse, daß Briefe mit gedruckten Adreß-vignetten an dich weiter geleitet werden sollen?«

Nach einem kurzen Zögern sagte er: »In Ordnung. Ich kann verstehen, daß du nicht damit belästigt werden möchtest, solange du die Doktoren verköstigst.«

Die Ironie in seiner Stimme war nicht zu überhören. Ich stand auf, bedankte mich sachlich dafür, daß er mir seine Zeit gewidmet hatte, und verschwand durch die Tür, ehe er hinter seinem massiven Schreibtisch hervorkommen konnte – vorausgesetzt, er versuchte es überhaupt. Ich drehte mich nicht um, wollte es gar nicht sehen.

Ich lief die flachen, abgetretenen Stufen hinunter, und ich erinnerte mich an das letztmal, als ich sie tränenblind hinuntergestolpert war; und erinnerte mich an andere frühere Gelegenheiten, als ich unterwegs gewesen war, um mich von ihm im